

Tendenzen der Grabmalforschung

Kolloquium, veranstaltet von dem Projekt »Grabdenkmäler zwischen Maas und Rhein« (Sonderforschungsbereich 235) der Universität Trier in Zusammenarbeit mit dem Bischöflichen Dom- und Diözensanmuseum Trier, 24.-26. September 1997

Das von Michael Viktor Schwarz gemeinsam mit Wolfgang Schmid organisierte Kolloquium war den Fragenkomplexen der »Memoria« und der Repräsentation gewidmet; eine Polarisierung, die den Stand der Grabmalforschung ausdrückt und sich auch im Programm niederschlug. Repräsentation wurde wiederum in »Image« und »Imago« unterteilt, ersteres ein bestimmter Ruf einer Person, der am Grabdenkmal bildlich oder inschriftlich herausgestellt wurde, zweitgenanntes das Bild, das die bestatteten Personen zu Lebzeiten charakterisierte oder das sie für ihre Darstellung am Grab wählten. Eine Verknüpfung der genannten Aspekte leisteten die Bildprogramme und Bildformulare sowie ihre Konnotationen. Längst gilt das Interesse nicht mehr den Skulpturen allein, die wegen ihrer oft genauen Datierbarkeit begehrte Fixpunkte der Stilgeschichte waren. Standen die genannten Aspekte in den letzten Jahren im Blickpunkt der Grabmalforschung, so wurde allein der dritte Teil des Kolloquiums — die Liturgie — dem hohen Anspruch der Titelformel gerecht, wobei Schwarz in seiner Einführung betonte, der Begriff der »Tendenzen« sei als Paradigma oder inhaltliche Kategorie für das gesamte Spektrum des Themas zu verstehen. Die Tatsache, daß nahezu simultan eine Tagung an der Bibliotheca Hertziana zum Thema Liturgie stattfand, verdeutlicht die Öffnung des Faches auf diesen Fragenkomplex hin. In Trier hieß die diesbezügliche Sektion »Stiftung und Liturgie«.

Die Beiträge sollen publiziert werden. Daher gehe ich nur auf einige Schwerpunkte ein. Vorher ein Wort zu den Themen Sonderforschungsbereich und fachübergreifende Zusammenarbeit. Die Kunstgeschichte ist mit

einem Teilprojekt am SFB 235 beteiligt. Obwohl sich die dort dominierenden Historiker des Besuchs der Tagung ihrer Nachbarn weitgehend enthielten, ist zu bemerken, daß die Zusammenarbeit der Fächer zu Ergebnissen geführt hat, die kaum von der kunsthistorischen Forschung allein hätten gewonnen werden können. So wurde die bisher in Kisten deponierte Grablege des Johann von Baden, Erzbischof von Trier, † 1503, von der Projektgruppe erforscht (siehe S. 334).

Ein zweites Werk, das im Rheinischen Landesmuseum vorgestellt wurde, ist ein Triumphbogen-Grabmal, das der Domdekan Christoph von Rheineck († 1535) stiftete. Es enthält eine Beweinungsgruppe und eine Liegefigur Christi (!) und dürfte in der Liebfrauenkirche mit knapp sechs Metern Höhe die dortigen Bischofsgräber nicht nur an Größe in den Schatten gestellt haben. Das äußerst qualitätvolle Werk entstand 1530-38 im Stil der italienischen Hochrenaissance, was die Forscher in Zusammenhang mit der französischen Renaissance-Rezeption vor oder mit Fontainebleau sehen. Warum muß man aber eigentlich den Umweg über Frankreich gehen und darf hinsichtlich der Formensprache nicht sofort nach Italien blicken? Zu diesem Grabmal ist ein 62seitiges Testament in einer Abschrift erhalten, das derzeit ausgewertet wird. Mehrere fachübergreifende Publikationen zu diesem Grabmal werden folgen.

Die Vortragenden und ihre Themen: Arnold Angenendt, Münster: *Das Grab als Haus des Toten. Religionsgeschichtlich, christlich, mittelalterlich*; Tanja Michalsky, Frankfurt a. M.: *Das Grabmal des Robert von Anjou in Neapel*; Renate Prochno, München: *Das Grabmal Philipps des Kühnen für Champmol (1381-1410), Innovation und ihre Nachahmung*; Rüdiger Fuchs, Mainz: *Trierer Prälaten Denkmäler. Selbstdarstellung in Inschriften. Problematik und Vergleich*; Kerstin Merkel, Kassel: *Die Grabmäler der beiden Ehefrauen des Landgrafen Philipp von Hessen in Spangenberg und Kassel*; Antje Middeldorf-Kosegarten, Göttingen: *Die Quedlinburger Äbtissinnengräber des frühen 12. Jh.s*; Kathryn Brush, London/Kanada: *The Tomb Slab of Archbishop Siegfried III von Eppstein in Mainz Cathedral and Issues of Visual Literacy in the Middle Ages*; Valentino Pace, Rom: *Le »strutture« della rappresentazione sepolcrale locale a Napoli*; Nicolas Bock, Rom: *Grablegen für die Prinzessinnen*

der Anjou-Durazzo in Neapel; W. Schmid, Trier: *Zu den Grabstätten der Erzbischöfe von Trier, Köln und Mainz im 11./12. Jh.*; Klaus Hardering, Köln: *Reliquientumben des 13. und 14. Jh.s im Rheinland*; Romuald Kaczmarek, Wrocław: *Grabmäler der schlesischen Fürsten Heinrich VI. und Boleslaus III.*; Michael Borgolte, Berlin: *Die Dauer von Grab und Grabmal als Problem der Geschichte*; M. V. Schwarz, Trier: *Liturgie und Illusion. Die visualisierte Anwesenheit des Toten*; Sible de Blaauw, Rom: *Grabmäler statt Liturgie? Das Presbyterium von Ss. Apostoli in Rom als private Grablege 1474-1521*; Franz Ronig, Trier: *Heiligengräber als Hochgräber*; Frithjof Schwartz, Mainz: *Die Memoria bei den Fratres. Das Grabmal des Fra Aldobrandino Cavalcanti und ein Typus dominikanischer Bischofsgrabmäler*; Wilhelm Maier, Trier: *Grab beim Grabe Christi. Die Memoria des Mainzer Erzbischofs Johann von Nassau*.

Im Mittelpunkt vieler Vorträge stand die Frage der Verbildlichung des Toten und seines »Images«. Angenendt widmete sich grundsätzlichen Fragen. Der Tote lebt im Grab und wartet auf das jüngste Gericht. Im Jenseits erwartet ihn entweder eine egalitäre Gesellschaft, oder er/sie wird seiner alten gesellschaftlichen Rolle gemäß in die neue Welt integriert. Das Grab als Haus stellte nun die Figur des Toten entsprechend dar, entweder in seiner irdischen Leiblichkeit oder in einer, die derjenigen des Gottesstaates entsprach. In dieser Polarität sieht Angenendt die Bildfindung für das Grabmal und den Verstorbenen. In einigen Fällen scheint es sogar eine Darstellung der verschiedenen Rollen gegeben zu haben, die der Verstorbene zu Lebzeiten einnahm, etwa als Ritter und Fürst in gleichzeitiger Darstellung, so daß die beiden »Körper« oder zumindest zwei Seiten des Potentaten deutlich werden (Prochno).

Von bildlichen, inszenatorischen und formalen Strategien handelten die meisten Beiträge, die auf konkretem Material aufbauten. Die Spannweite reichte vom Grab für eine Dynastie (z. B. Bock, Pace, Michalsky), das den Machterhalt aktualisieren sollte, bis zur bildwirksamen Memoria eines Einzelnen. Obwohl in Fürstengräbern immer wieder Heiligengräber imitiert wurden, konnte der Tote gleichzeitig in seinen veristischen Zügen dargestellt

werden. Typus und Ausformulierung konnten verschiedene Wege gehen. Die Memoria diente dabei nicht nur dem liturgischen Gedenken an den Toten, sondern war ein Leitgedanke für die Ortswahl der Gräber und die Festlegung ritueller Handlungen wie bestimmter ikonographische Inhalte; sie wirkte sich in Größe, formalen Gesichtspunkten, Bildformularen und nicht zuletzt der Verortung des Grabmals im Kirchenraum aus (Schmid, Pace, Bock, Merkel, de Blaauw, Maier, Schwartz), und die Inschriften forderten sie direkt ein. So läßt sich die Memoria in eine reale – Aufforderung zu Fürbitte und Gebet – und eine liturgische unterteilen (Michalsky, Fuchs, Schwarz, de Blaauw).

Der ethische Rang des Toten war ein wichtiger Gesichtspunkt. Viele Grabdenkmäler thematisierten die *virtus* oder den gottesfürchtigen Lebenswandel sowie – zumeist damit verbunden – die hohe Bildung des Verstorbenen. Hier spielten neben der konkreten Bildfindung und Ikonographie die Inschriften eine besondere Rolle, konnten diese z. T. sehr ausführlichen Äußerungen doch am deutlichsten den Verstorbenen charakterisieren (Angenendt, Michalsky, Fuchs, Schwartz, Pace, Bock, Kaczmarek, Middeldorf-Kosegarten). Hinzu kamen oft flankierend hagiographisches Material (Schmid, Borgolte, Angenendt, Hardering), sowie politisch-dynastische (Pace, Michalsky, de Blaauw, Brush, Kaczmarek, Prochno, Bock), auf einen Orden oder auf Familienangehörige bezogene Aspekte (Schwartz, Maier, Middeldorf-Kosegarten, Merkel).

Der Ort des Begräbnisses wurde in den verschiedenen Jahrhunderten stets diskutiert, und die zahlreichen Synodenbeschlüsse zu diesem Thema sprechen dafür, daß es immer wieder Abweichungen von den Festlegungen gegeben hat. Man suchte die Nähe eines Heiligengrabes oder Altars, und so wundert es nicht, daß der Begräbnisort wie eine interne Raumordnung zu lesen ist und eine Rangordnung der Verstorbenen impliziert, deren hohe Bildung nicht selten zusätzlich Erwähnung fand

(Angenendt, Middeldorf-Kosegarten, Merkel, Michalsky, de Blaauw, Ronig, Schwartz, Maier). Der Ort und eine damit verbundene Nähebeziehung war auch deshalb typenbildend, weil als Vorbild für ein Grab häufig der Typus von Heiligengräbern gewählt (Ronig, Maier mit Bezug zum Grab Christi) und bisweilen sogar eine Inszenierung mit altarähnlichen Tumben bestimmt wurde, auf denen Dinge und Körperteile deponiert werden konnten (Hardering). Im Extremfall verdrängte die liturgisch-inszenatorische Strategie teilweise die Kirchengestaltung oder trat z. B. ein Tabernakelgrab mit dem Hauptaltar in Konkurrenz (de Blaauw), um die hohe Stellung der Verstorbenen herauszustreichen (Michalsky, Maier, Hardering). Im Interesse des Toten mutete man Ordensmitgliedern und selbst Heiligen zu, liturgische Handlungen zu vollziehen (Schwartz).

Immer wieder wurde eine spezifisch bildliche oder bilderweiternde Rolle der Liturgie postuliert, doch leider konnte dies in vielen Fällen nicht verifiziert werden, weil die konkrete Liturgie nicht einbezogen wurde – ein Mangel, der für viele Referate zutrifft, auch wenn Forschungen zur Liturgie nicht ausdrücklich als Bestandteil des Beitrags angekündigt waren. Hier waren die wichtigsten Desiderata der Grabmalforschung deutlich zu erkennen. Und weil wir schon bei den Monita der Tagung sind: Was auffiel, war die enorme inhaltliche Bandbreite der Vorträge. Doch stand das konkrete Material oft zu sehr im Vordergrund und ließ nur selten das übergeordnete Thema in den Blick kommen. Alle sprachen über Memoria, viele über den Ort, die Situierung des Grabmals usw., aber kaum war die Grenze des engeren kunsthistorischen Gebietes erreicht, so zog man sich zurück und überließ dem viel-sagenden Begriff der Memoria die Regie alles weiteren. Gerade Grabmäler sind aber nicht bloß Skulpturen oder Inschriften – sie weisen wie Skulptur über sich hinaus, zeitlich rückwärts auf das Leben des Toten (was die meisten noch berücksichtigten), dann aber auch

auf das Endgericht und die Zeit dazwischen. Gerade in diesem Bereich und auf dem Feld der Konkurrenz sowie der Wirkung, der Liturgie und der Nachahmung hätte mehr gesagt werden müssen. Denn die Stiftungen wirkten ja nicht nur allein für sich oder für eine kleine Gemeinde, vielmehr brachten sie Klöster und Bruderschaften sowie eine nicht zu unterschätzende Nachfolge hervor. Wie Schwarz in seiner Einleitung hervorhob, waren aber die paar Jahre des Wandels auf der Erde für den mittelalterlichen Menschen eine zu vernachlässigende Größe gegenüber der Zeit nach dem Tod, und auf letztere konzentrierte sich ihre Energie. Sie übertrafen sich gegenseitig mit Stiftungen, Gründungen und Bildeinfällen, wobei primär die Größe und Lage der Gräber eine entscheidende Rolle gespielt haben. Die Konkurrenz als Motor und Energie für die Entstehung und Nachwirkung der Werke sowie die zusammenfassenden Sektionskapitel hätten häufig stärker berücksichtigt werden müssen.

Eine Anzahl von Referaten thematisierte Nachleben, Rezeption und Ausrichtung auf einen bestimmten Rezipientenkreis (Prochno, Brush). In einem Diskussionsbeitrag (zum Ref. Michalsky) wurde gar vermutet, daß im Grab Roberts von Anjou eine niedriger angebrachte Liegefigur vom Klerus, der Thronende hingegen für die Rezipienten im Schiff gesehen werden sollte; das monumentale Wandgrab an der Chorwand sei im oberen Teil bewußt auf Weitsicht konzipiert (ähnlich Ronig mit Hinweis auf einen Zusammenhang mit der Elevatio und der Reliquienschau). Auffallend war, daß die Künstlerpersönlichkeiten eine untergeordnete Rolle spielten. Auch die Themen Bildfindung (durch den Künstler aufgrund spezieller historischer Gegebenheiten oder den Auftraggeber) sowie stilgeschichtliche Perspektiven spielten eine Nebenrolle (Kaczmarek, Middeldorf-Kosegarten, Bock, de Blaauw).

Viele Auftraggeber wollten nicht nur ihr Seelenheil sichern, sondern auch dezidiert politische Programme aktualisieren. Die Grabsteine Roberts von Anjou bezog dessen Widersacher Heinrich VII. ein: Robert imitierte die Ikonographie des Rivalen, suchte seine Insignien zu kaufen und warb seinen pisanischen Künstler dafür ab (Diskussionsbeitrag Michalsky).

Neben den zahlreichen politischen Implikationen sprechen einzelne Bildwerke gezielt das unterschiedliche Wissen verschiedener Betrachterkreise an: die Inschrift am Grabbogen des Kardinallegaten Ivo im Dom von Trier (heute Diözesanmuseum) aus der Zeit nach 1142,

das Mainzer Grab des Erzbischofs Siegfried III. von Eppstein († 1249), das den Erzbischof flankiert zwischen zwei Königen zeigt, die er krönt, sowie das Grab des Raimondo del Balzo in Neapel (S. Chiara), das den Toten mit Falken und Hühnerbein zeigt (Bock, Brush, Fuchs, Pace). Die Darstellungen und die Inschrift weisen mindestens zwei Konnotationsebenen auf, deren erste und einfachere jeweils jedem unmittelbar verständlich gewesen sein mußte. Den Gebildeten stand eine weitere inhaltliche Interpretation zur Verfügung, weil hinsichtlich der Bildformulare auf bestimmte historische Vorbilder bzw. die christologische Ikonographie zurückgegriffen wurde. So nimmt die Inschrift Ivos auf das Grabmal Vergil in Mantua bezug (statt *Mantua me genuit* heißt es dort *IVO MICH I NOMEN GENVIT BRITTANNIA NATVM*). Der die Könige krönende Mainzer Erzbischof ist ebenfalls jedem verständlich, setzt er doch den betreffenden Königen die Kronen auf (was allerdings nur einen Anspruch darauf artikulierte). Doch ist bewußt ein Bildformular oder Typus gewählt, der in der ottonischen Bildtradition – dort jedoch mit Christus statt des Bischofs – nachweisbar ist. Schließlich wird in dem Neapolitaner Relief der 1334 Verstorbene als Falkner gezeigt, jedoch in einem Bildtypus aus der Majestas-, Christus- und Herrscherikonographie. Nur: statt der Insignien hält der Verstorbene ein Hühnerbein und den Falken, ein höfischer *Concetto* unterpielt Elemente der Christus- oder Heiligenikonographie und charakterisiert den Dargestellten als Höfling. Hinzu kommt die stolze Inschrift, die den Toten als bedeutenden Diener Roberts von Anjou ausweist (*REGII HOSPICII SENESCALLVS*): anders als sonstige höfische Neapeler Grabdarstellungen stellt dieses somit ein Doppelangebot an Lesarten für verschiedene Gebildete bereit, eine »elitäre« und eine »normale« Betrachtungsebene (Brush).

Einen methodischen Höhepunkt bildeten die zwei ersten Referate der Sektion Liturgie. Borgolte schalt die Kunsthistoriker eines eingeschränkten Zuganges zum Thema der Begräbnisse, weil sie sich einseitig an den Realien orientierten und das Grab als abstrakte Entität zu wenig in ihr Blickfeld rückten. Weniger der Mensch stehe im Blickpunkt ihres Interesses als die Werke. Die Frage nach der Dauer des Grabes sei jedoch nicht an eine Sache, sondern an Begräbnis und Nachwirkung zu messen. Am Beispiel des Grabes Karls des Großen bemängelte er das Desinteresse der kunsthistorischen Forschung dort, wo es keine Sachzeugen für das Grab gibt. Demgegenüber sei über den Zufall, daß ein Grab erhalten blieb, die Tatsache zu stellen, daß ein Grab eine be-

stimmte Bedeutung für die Gesellschaft aufwies. Gewiß wäre es schön, wenn Grab und Grabmal vorhanden seien, aber auch ein Grab ohne Realien sei eine wichtige historische Angelegenheit, der sich die Kunsthistoriker nicht verschließen dürften. Die Dauer von Grab und Grabmal sei eine zentrale Perspektive historischer Forschung. Das scharf pointierte Referat löste einige Unruhe in der vorwiegend kunsthistorischen Zuhörerschaft aus, denn in letzter Konsequenz, das verdeutlichte auch die Diskussion, liefe diese Position auf Gleichgültigkeit gegenüber den Realien hinaus, während andere Bereiche wie die Memoria, die Stiftungen, die Wirkung des Grabes in den Mittelpunkt des Interesses rückten.

Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen. Sicher kann man sagen – und das scheint mir die einzig zulässige Einschränkung gegenüber der kunsthistorischen Forschung zu sein –, daß unser Fach die Realien oft über Gebühr gegenüber den historischen Bedingungen wertet. Doch läßt sich zeigen, daß es in der Forschung immer wieder auch »Konjunkturen« für bestimmte Tote gegeben hat, und Realien wie Gräber und Reliquien dann in den Dienst solcher Konjunkturen gestellt wurden. Man wird also Borgoltes Polemik, das Grab sei manchmal so unwichtig wie die Realität (und die Historiker hätten sich nicht an der Realität, sondern an Haltungen zu orientieren, die über Dokumente zugänglich seien), entgegenhalten dürfen, daß es durchaus Beispiele gibt, wo, wie im Falle der italienischen Stadtheiligen, die Realien gegenüber der abstrakten Memoria eine Eigendynamik entwickelten und den Lauf der Geschichte beeinflussen.

Nach Borgolte unternahm Schwarz den Versuch, die Forderungen seines Vorredners einzulösen und die Memoria bzw. Liturgie den Bildwerken »vorzuschalten«. Seine These, die Liturgie beeinflusse die Erscheinung und konkrete Bildfindung, stellte den interessanten Versuch dar, neben die ikonographische Tradition und die Darstellungs- bzw. Präsentationsvielfalt in der Grabskulptur die Liturgie als

dritte Instanz einzuführen, die mit dem Memoria-Aspekt eng verknüpft ist. Daß er dabei ausgerechnet die Naumburger Stifterfiguren als Beispiel wählte, brachte ihm z. T. harschen Widerspruch ein. Doch sehe ich seinen Versuch, die Stifterfiguren aus einer liturgischen Tradition zu erklären, keineswegs durch die Diskussion falsifiziert. Die rituell angedeutete Anwesenheit des Toten dürfte ein wesentlicher Teil der Memoria gewesen sein und der Liturgie auch im Rahmen der Kunstgeschichte einen hohen Rang zuweisen. Leider wurde erst

am letzten Tag und im Rahmen der Diskussion (ansatzweise auch von Schwartz, Ronig und Maier) immer wieder darauf hingewiesen, daß die Liturgie die Gegenwart des Verstorbenen und anderer Personen am Begräbnis oder der Memoria förmlich ersetzen konnte, und zwar *realiter* – ein Vorgang, der in der Grabmalforschung noch für einiges Kopfzerbrechen sorgen dürfte, weil neben die Bilder und Inschriften auch temporäre Riten gleichwertig treten konnten.

Gottfried Kerscher

WOLFGANG WIEMER

Baugeometrie und Maßordnung der Abteikirche Ebrach Ergebnisse einer Computeranalyse I. Zugleich Einführung in die Methodik

Würzburg, Schöningh 1995 (= *Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg*, Bd. 45). 300 S., 38 Tab., 67 Abb. DM 88,-. ISBN 3-87717-048-X

Wolfgang Wiemer hat die neugierig erwarteten Ergebnisse seiner in den 80er Jahren begonnenen Untersuchungen zum mittelalterlichen Maßsystem vorgelegt. Für diesen Themenbereich bildet die Veröffentlichung eine ob ihrer Seriösität und Gründlichkeit zentrale Untersuchung selbst für denjenigen, der nicht bereit ist, Wiemer in allen Punkten zu folgen. Sein Ausgangspunkt ist die alte Streitfrage, ob dem mittelalterlichen Bauentwurf geometrische Figuren, geometrisch ermittelte Streckenverhältnisse, Rastermodule oder absolute Längenmaße zu Grunde lagen. Die Problematik berührt nicht nur die Erkenntnismöglichkeiten einer bewußt positivistischen Bauarchäologie; vielmehr implizieren die verschiedenen Positionen jeweils grundsätzliche, nicht immer einfach zu versöhnende Auffassungen von mittelalterlicher Architektur: Während die Ermittlung geometrischer Figuren mehr oder weniger explizit auf transzendente Qualitäten der Bauten abhebt, geht es denjenigen, die

absolute Fußmaße als Plangrundlage annehmen, meist um jeweils individuelle, pragmatisch erklärbare Problemstellungen, die idealistische Prämissen von vornherein ausschließen.

Die Forschungsansätze zur Proportionsgeometrie begreifen ihre Objekte meist als exemplarisch, um das Prinzip als solches nachzuweisen. Dies hat dazu geführt, daß kaum nach Baugattungen oder nach Regionen differenziert wurde, ganz zu schweigen von dem Versuch, Maßsysteme in eine historische Perspektive einzuordnen. Auch innerhalb der notwendigerweise als »perfekt« erachteten Bauwerke selbst wird kaum nach verschiedenen Bauphasen unterschieden. Der unterschwellig vorausgesetzte Universalismus führt solchermaßen in die Tautologie und versagt bei der Erklärung der Spezifika der so zahlreichen und jeweils unterschiedlichen Objekte. Da die Forschung zur mittelalterlichen Architektur indes seit Jahrzehnten solch universalistische Erklärungs-